einmündet« (15). Es ist also Geschichte, aber konstruiert als »gesteuerte« Erinnerung.

Es folgt noch ein Epilog, in dem die Autorin sich mit dem Mysterienspiel des großen barocken Autors Calderón de la Barca auseinandersetzt (La aurora en Copacabana/Die Morgenröte in Copacabana) und die Vermutung zu erhärten versucht, dass dieser nicht nur die Arbeit von Ramos Gavilán kannte, sondern auch den Bericht von de Salas. Ein Glossar (223-225), einige Karten und Bilder (226-235), ein Anhang mit den Texten von de Salas (236-252) und ein Quellen- und Literaturverzeichnis (253-264) runden die Arbeit ab.

Die Unterschiede in der Sichtweise der verschiedenen Berichte und Texte über Copacabana gründen für die Verfasserin in der »Interkulturalität« der Autoren. Für den Spanier de Salas, der mit Marienwallfahrtsorten in seiner Heimat vertraut ist, ist Copacabana »ein anderes Montserrat, ein Ort unter anderen, an dem Maria und Gott zugegen sind« (212). Die indianische Religiosität betrachtet er als Götzendienst. Gleichwohl bezweifelt er, dass die »tabula-rasa«-Methode die richtige sei, und befürwortet eine kluge Substituierung, bei der die indigenen Holzschnitzer eine wichtige Rolle spielen. Er ist der erste, der den Namen des indigenen Bildhauers Francisco Tito Yupanqui, aus der Nachkommenschaft der Inkakönige, nennt. Lizárraga wird als »stolzer Spanier« mit einem sehr abwertenden Bild von den Indigenen apostrophiert. Gleichwohl erkannten er und seine Dominikanermitbrüder bei einigen Indigenen Begabungen, die sie im Sinne eines gehorsamen, marianischen Glaubens zu fördern versuchten. Der Indianer Guamán Poma wiederum ist bemüht, die Indigenen als Christen der ersten Stunde zu verstehen, die in der Apostelzeit bereits evangelisiert wurden. Maria schütze in Copacabana das indigene Volk vor Gewalt und Unterdrückung durch die Spanier. Der deutsche Jesuit Kaspar Reuß wird als jemand verstanden, »der beobachtet, zuhört und berichtet« (213) und eine zuverlässige Bestandsaufnahme der Evangelisierung um 1618 liefert. Der spanische Karmelit Vázquez de Espinosa, der die Aymara-Sprache beherrschte und die Indigenen befragte, berichtet, dass der Urheber des Bildes kein Laienkünstler war, sondern von kunsthandwerklicher Arbeit lebte. Der Kreole Ramos Gavilán war vom Interesse geleitet, »die tiefe Religiosität des Aymara-Volkes mit dem nach Peru gekommenen Christentum zu verbinden« (213). So machte er aus dem indigenen Künstler Tito Yupanqui einen selbstlosen »Pilger im Glauben« und wurde so zum klassischen, maßgeblichen Chronisten von Copacabana.

Die Arbeit von Erika ALDUNATE LOZA hat unbestrittene Vorzüge, und jede weitere Arbeit über Copacabana wird an ihrer sorgfältigen, wenn auch manchmal zu plakativ anmutenden Quellenstudie nicht vorbeigehen können. Allerdings müsste man

den Interpretationsrahmen, der sich hier hinter der Chiffre »Interkulturalität« versteckt, weiter präzisieren und vertiefen, um die Quellen »zum Sprechen zu bringen«. Es müsste stärker auf den Paradigmenwechsel bei der Evangelisierung im andinen Raum um 1600 aufmerksam gemacht werden, der einige Jahrzehnte vorher in Mexiko mit dem Guadalupe-Ereignis stattgefunden hatte. Spätestens in der dritten Generation kommt es – nicht zuletzt durch die massive Präsenz von Kreolen in den Orden und die christliche Akkulturation indigener Eliten – zu einer Kreolisierung und auch Indigenisierung des Christentums, das die Missionare in den irdenen Gefäßen seiner iberischen Form gebracht hatten. Viele Ordensleute und Bischöfe sind dann klug genug, die neuen Formen einer kreolischen und indigenen Aneignung des Christentums als legitim und zweckmässig zu akzeptieren, auch wenn sie sich dafür einer wunderhaften Sprache bedienen. Die kirchliche Akzeptanz der Verehrung der Jungfrau Maria von Copacabana steht paradigmatisch für diesen Prozess – ebenso auch für die von der Kirche gezogenen Grenzen bei der Kreolisierung und Indigenisierung des Christentums. Eine dieser Grenzen wird indirekt durch die Festgewänder markiert (siehe Bild auf S. 229), mit denen die von Tito Yupanqui geschnittene Madonna verehrt wird. Sie zeigen sie von der Sonne gekleidet, gekrönt von zwölf Sternen und mit der Mondsichel zu ihren Füßen, was eine eindeutige Anspielung auf das zwölfte Kapitel der Offenbarung ist (»Und es erschien ein großes Zeichen im Himmel: ein Weib, mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone mit zwölf goldenen Sternen«). Der Rezensent hätte gerne mehr darüber gelesen: warum die von der Kirche »gelenkte« Marienverehrung des 16. und 17. Jahrhunderts im europäischen Katholizismus wie in dem der Neuen Welt zu dieser Stelle der Offenbarung als »Interpretationsrahmen« greift – angesichts der »schweren Zeiten«, die nicht nur in den Anden herrschten, sondern auch in einem von Kirchenspaltung und Religionskriegen erschütterten Europa.

Mariano Delgado / Fribourg

Egger, Christine

Transnationale Biographien
Die Missionsbenediktiner
von St. Ottilien in Tanganjika 1922-1965
*Böhlau Verlag/
Köln-Weimar-Wien 2016, 396 S.*

Dass dieses Buch keine grundsätzlich neuen Erkenntnisse über die Missionsbenediktiner von St. Ottilien selbst vermittelt, ist nicht verwunderlich, denn dies war auch nicht beabsichtigt. Die Autorin will die Geschichte anhand des »transnationalen« Aspekts der beschriebenen Aktivitäten

»einfangen« und dazu eignen sich die Missionsbenediktiner in ausgezeichneter Weise. Der »transnationale« Aspekt soll nicht nur aufgezeigt werden, sondern spielt auch bei den hierin erwähnten Statistiken selbst eine große Rolle. Die Kongregation der Missionsbenediktiner von St. Ottilien hat heute Niederlassungen verteilt über vier Kontinente und ihre Mitglieder kommen aus vielen verschiedenen Nationen. Eine transnationale Organisation also, mit transnationalen Mitgliedern, aktiv in einem transnationalen Raum. Die Geschichte soll anhand einzelner »Biographien ihrer europäischen, US-amerikanischen und tanganjikischen Missionare erzählt« werden, deren Leben der »Ausgangspunkt für eine Analyse der grenzüberschreitenden Räume bildet, die durch diese katholische Mission zwischen 1922 und 1965 entstanden« (11).

Für lange Zeit wurden zwar Berichte über die Missionsarbeit verfasst, aber relativ wenig Material wurde wissenschaftlich aufgearbeitet. Wenn dies getan wurde, dann handelte es sich sehr oft um protestantische Dokumente, in den katholischen Organisationen fristeten diese Bemühungen ein klägliches Dasein. Als Fundament ihrer Forschung nimmt die Autorin die »mindestens 379 Mitglieder der Kongregation der Missionsbenediktiner von St. Ottilien, die zwischen 1922 und 1965 in Tanganjika tätig waren« (28). Einer der ersten, die auf diese Art geschichtswissenschaftliche Forschung betrieben, war Lawrence Stone, der die »Merkmale des Werdegangs einer Gruppe« durch das »zusammenfassende Studium ihrer Lebensläufe« (28) begriff. Es geht also um das Aufzeigen von Entwicklungen und Tatbeständen in den Ausgangs-, wie auch den Ankunftsgesellschaften, gerade durch die »newstyle-prosopography«, die somit ein »verbreitetes Phänomen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Blick« (29) nehmen kann. »Transnationale Geschichte [...] kann das Lokale direkt mit dem Übernationalen oder Transkontinentalen verbinden« (33), was natürlich gerade dadurch auch die Grundlegung einer Missionsgeschichte interessant macht. Somit lassen sich Biographien, die sich in einem überschaubaren Raum abspielen, auf bestimmte Kulturlandschaften und ihre politischen und gesellschaftlichen Strukturen übertragen, Untersuchungen, die seit der Frühen Neuzeit verstärkt Beachtung finden. Da »Transnationalisierungs- und Globalisierungsprozesse« durch die historische Forschung besonders schwer zu erfassen sind, können Landesgeschichten »mit ihren interdisziplinären, integrierenden und vergleichenden Methoden, ihrer epochenübergreifenden Kenntnis der politischen, wirtschaftlichen und soziokulturellen Zusammenhänge und der Akteurinnen und Akteure in ›ihrem‹ Raum« ganz besondere Einsichten bieten, um Phänomene und Wechselbeziehungen zu lokalisieren, ihre »regionalen Besonderheiten zu erkennen«, aber auch die größeren Verknüpfungen

festzuhalten, also eine Verbindung von landeshistorischen Ansätzen mit den transnationalen Perspektiven (34).

Das Buch ist, neben Quellen, Literaturangaben, Verdankungen und Personenverzeichnis in acht Kapitel aufgeteilt. In deren Verlauf geht es letztendlich um Erkenntnisse der transnationalen Vernetzung, um repräsentative Geschichte zu schreiben, und dazu werden die historischen Begebenheiten der Missionsbenediktiner der Kongregation von St. Ottilien in folgenden Themenbereichen aufgearbeitet: Rahmenbedingungen und Voraussetzungen für die Missionsarbeit in Tansania, vor allem auch die Spannungen zwischen der Großmacht Deutschland – DOA (Deutsch-Ost-Afrika), die größte Kolonie Deutschlands, und ein Teil davon wird als Missionsgebiet von den St. Ottilianern bearbeitet – und der Kirche mit ihren Institutionen und Trägern; die Entstehung der Kongregation und ihre internationale Vernetzung; die Lebenswelt der Missionare in Tanganjika, spezifisch die Identitäten, Mentalitäten, Einstellungen und Verhaltensweisen, dazu gehören natürlich auch ihre Motivationen, religiös-kulturelle Verhältnisse, die sie dort antrafen, aber auch die ihrer Heimatländer. Anschließend nimmt die Autorin die Ostafrika-Missionare selbst in den Blick: Milieu, Werdegang und Ausrichtung, auch prägende Ereignisse und große weichenstellende Momente werden hier betrachtet; diese Informationen führen dann zu einer Art von Typologie der Missionsbenediktiner von St. Ottilien, hierbei werden das Missionsleben und die Handlungsspielräume der Missionare ausgeleuchtet, auch im Hinblick auf Herkunft, Generationszugehörigkeit, hierarchische Stellung, Aufgabenzuteilung etc. Darüber hinaus wird die Vernetzung auch unter anderen Aspekten betrachtet (z. B. transnationale Räume wie Beziehungen, Medien usw.), und dies auch in Bezug auf finanzielle und ideelle Unterstützung der Missionare; aber auch Werbung und Publikationen, in Heimat und Mission werden einbezogen. Von welcher Dauer und Intensität waren solche Strukturen? Wie funktionierten die unterschiedlichen Grade und Ebenen von Verflechtungen, gerade auch in den ineinandergreifenden Räumen von Soziologie und Kommunikation? Welchen Einfluss hatten persönliche Kontakte der Missionare, Gruppenbeziehungen, institutionalisierte Netzwerke? Zum Abschluss werden »die Ergebnisse der Untersuchungen in Bezug auf die transkulturellen Begegnungen, die aus der Benediktinermission in Tanganjika resultierten, noch einmal zusammengedacht und nach Veränderungen in den Einstellungen, Denkweisen und Identitäten ihrer Akteurinnen und Akteure befragt« (36).

Die einzelnen Biographien geben einen faszinierenden Einblick ins Lebenswerk einzelner Personen, während im kollektiven Datenberg der Einzelne nicht mehr signifikant durchzuscheinen vermag

respektive zu einem Teil der Statistik »verkommt«. Die Autorin behandelt dabei im Detail »Bruder Nikolaus Fuchs – landwirtschaftliche Brüdermission« (209-219), »Pater Eduard Wildhaber – der Schweizer Missionar« (219-231), »Pater Severin Hofbauer – niederbayerischer Lehrer in Peramiho« (231-242), »Bruder Simeon Rummel – unterfränkische Handwerkermission« (243-252), »Pater Dr. Benedict Kominiak – born in the USA« (252-261) sowie »Bruder Bonaventura Malibiche – Missionar aus dem Missionsgebiet« (262-270).

Das Buch ist gut strukturiert und detailreich. Die 51 Seiten, die für Quellen- und Literaturangaben reserviert sind, sprechen hier Bände. Zusätzlich sind vor allem die Interviews zu erwähnen, die die Autorin mit Missionsbenediktinern geführt hat, was sicherlich positiven Einfluss auf die Qualität der verwendeten Daten hatte.

Diese Arbeit zeigt, dass die Menschen letztendlich die Verknüpfungen, also die transnationalen Räume, in denen transnationale Biographien entstehen, miterstellen, aber ebenso, dass diese doch zu einem großen Teil auch von Außenfaktoren abhängen, die nicht immer (vielleicht gar meistens) nicht kontrolliert werden können. Hätte die Kongregation von St. Ottilien eine so weitgefächerte transnationale Struktur aufgebaut, ohne die zwei Weltkriege und vor allem ohne die Schwierigkeiten, die daraus einer Organisation erwachsen, die ihre Heimatbasis in Deutschland hat? Mir scheint, dass Motivation (z. B. Religion), Handeln (z. B. bedingt durch Motivation und Umstände, respektive verfügbare Mittel) und Endresultat (Erfolg der Arbeit vor Ort im Ankunftsland, wobei auch der Ausdruck »Erfolg« wiederum relativ sein mag) nicht immer abzuschätzen sind und die einzelnen Faktoren – im negativen Sinne unvorhersehbar bleiben, im positiven Sinne dauernd beeinflussbar sind – und die transnationalen Räume daher in dauernder Bewegung bleiben. Als Resultat ergeben dann auch die transnationalen Biographien lediglich einen »Schnappschuss« der Geschichte.

Die Autorin, Politikwissenschaftlerin und Historikerin an der Universität Passau, belegt mit diesem Buch, dass die Geschichten, die das Leben schreibt, auch Geschichten innerhalb der Gesamtgeschichte darstellen, dabei selbst Hinweis auf das Ganze werden und gleichzeitig auch Auswirkung des Ganzen bleiben.

Josef Güntersperger / Fribourg

LVR-Fachbereich Regionale Kulturarbeit/ Museumsberatung, Köln

LWL-Museumsamt für Westfalen,
Münster (Hg.)

Missionsgeschichtliche Sammlungen heute.

Beiträge einer Tagung

(Studia Instituti Missiologici Societatis

Verbi Divini, 111)

Franz Schmitt Verlag /

Siegburg 2017, 154 S.

Diskussionen um Völkerkundemuseen, deren Sammlungsgeschichte und Neugestaltung durchziehen seit mehreren Jahren die Feuilletons. Im Fokus dieser Debatten stehen die Möglichkeiten einer postkolonialen Neuausrichtung dieser Museen und Fragen nach dem Umgang mit Sammlungsbeständen. Missionsmuseen waren hierbei bisher weniger im Blick.

Zwei nordrheinwestfälische Einrichtungen der Museumsförderung veranstalteten im März 2017 eine Tagung mit dem Titel »Missionsgeschichtliche Sammlungen heute«. Sie führte ReferentInnen mit unterschiedlichen Tätigkeits Hintergründen zusammen. Der vorliegende Band präsentiert die Vorträge dieser Tagung nebst Grußwort und Einleitung.

Felicity Jenz rückte in ihrem Beitrag, »Kurze Anweisung Naturalien zu sammeln – Ein historischer Blick auf die Sammlungstätigkeit protestantischer Missionare«, die Sammeltätigkeit der Mitglieder der Herrnhuter Brüdergemeine und die Errichtung des Völkerkundemuseums in Herrnhut in den Mittelpunkt (15-25). Sie geht auf Motive ein, die der Sammeltätigkeit von MissionarInnen zugrunde liegen. Der Beitrag mündet in einer Definition: »Ein Missionsmuseum ist eine dynamische Sammlung von Objekten, die hauptsächlich von Menschen in ihrer Tätigkeit als Missionarinnen und Missionare insbesondere in außereuropäischen Ländern mit dem Zweck gesammelt wurden, diese an einen für die Missionsgesellschaft bzw. den Orden wichtigen Ort zu bringen. Dort wurden sie zu Gunsten der Missionsgesellschaft ausgestellt, um weiter die Absicht zu verfolgen, dass (externe) Besucher die gesammelten Objekte betrachten konnten« (25).

Andreas Schroyen und Ute Christina Koch präsentieren eine Diaserie, die vor dem Ersten Weltkrieg im chinesischen Missionsgebiet der Franziskaner angefertigt und von einer Düsseldorfer Firma bis in die frühen dreißiger Jahre hinein vertrieben wurde (27-40). Während Schroyen die Dias und die Vertriebsfirma vorstellt (27-34), skizziert Koch die damalige Franziskaner-Mission in Shandong, zeigt, wie sie im »Forum der Völker« in Werl präsentiert wird, und eröffnet Desiderate zur Neugestaltung der Ausstellung (34-40).

Jerzy Skrabania bietet in dem Beitrag »Haus Völker und Kulturen – Seine Entstehungs- und